Provozierende Güte

18. Sonntag nach Trinitatis, 4. Oktober 2026

Pfarrerin Judith Engeler

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg! Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin? So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

(Matthäus 20,1–16)

I

Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends wird gearbeitet. Nicht bei mir im Büro, nein: in der Landwirtschaft im Nahen Osten, um das Jahr null unserer Zeitrechnung herum. Ein grösserer Landbesitz konnte damals verpachtet werden, er konnte mit Sklaven bewirtschaftet werden – im Osten des Römischen Reiches eher selten – oder mit Lohnarbeitern. Und das waren meist Tagelöhner: kurzfristig eingestellt, wenn es gerade Arbeit gab. Wie prekär ein solches Dasein ist, müssen sich die allermeisten von uns zum Glück nur vorstellen.

Tun wir das einmal: Es ist früh, es ist noch kühl. Auf dem Marktplatz stehen Männer und Frauen und warten. Sie haben nichts anzubieten als ihre Arbeitskraft und diesen Tag. Keiner von ihnen weiss am

Morgen, ob er am Abend etwas nach Hause bringt. Jede wartet darauf, so viel zu verdienen, wie sie für einen Tag braucht – deshalb heissen sie Tagelöhner. Und je länger einer dort steht, desto dringlicher kommt ihm ein Gebet auf die Lippen, das wir alle kennen: Unser tägliches Brot gib uns heute. Eine Tagelöhnerbitte.

In diese Welt hinein erzählt Jesus sein Gleichnis, wir haben es in der neutestamentlichen Lesung gehört. Der Gutsherr geht fünfmal los. Um sechs, um neun, um zwölf, um drei – und dann noch einmal um fünf Uhr am Abend, für die allerletzte Arbeitsstunde des Tages. Bis dahin ist nichts Anstössiges an dieser Geschichte. Eher bewundert man diesen Arbeitgeber, der wirklich nichts unversucht lässt.

Anstössig wird es an der Kasse: Die von der elften Stunde treten vor. Eine Stunde haben sie gearbeitet und bekommen einen Denar. Die von sechs Uhr morgens sehen das, und sie rechnen. Zwölf Stunden Hitze, zwölf Stunden Last – da muss doch mehr kommen. Es kommt nicht mehr. Ein Denar. Gleicher Lohn für ungleiche Arbeit. Wir kennen sonst eher das umgekehrte Muster – ungleicher Lohn für gleiche Arbeit. Und ärgern uns auch darüber. Wie immer, wenn geleistete Arbeit und erhaltener Lohn nicht im gleichen Verhältnis stehen.

Und dann fällt dieser Satz, mit dem der Gutsherr die Beschwerde beantwortet: *Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin?*

II

Gütig sein, was heisst das eigentlich? Eine freundliche, wohlwollende und nachsichtige Haltung gegenüber anderen Menschen, auch Empathie. Wenn ich an gütig denke, kommt mir zuerst meine Grossmutter in den Sinn. Sie, die anno dazumal die süssen Cornflakes von Hand abgezählt hat; damit meine vier Geschwister und ich alle gleich viel erhielten, damit niemand sich benachteiligt fühlen musste und kein Streit entstand. Letzthin erzählte mir meine Nichte, meine Mutter habe es mit ihr und ihren beiden Geschwistern genauso gehalten. Diesmal wurden die Cornflakes – ein Hoch auf die Technik – nicht abgezählt, sondern abgewogen.

Vielleicht kann man diese Art der Güte auch Grossmutter-Gen nennen: Geduld, Fairness, Streitvermeidung. Alle sollen zufrieden sein, niemand sich benachteiligt fühlen. Und das ist ja tatsächlich eine Form von Gerechtigkeit: alle bekommen gleich viel.

Wir Menschen haben verschiedene Vorstellungen davon, was gerecht ist. Da ist eben diese Gleichheit: alle bekommen dasselbe. Da ist das Bedürfnis: jede bekommt, was sie braucht. Und da ist die Leistung: jeder bekommt, was er erarbeitet hat. In unserer Gesellschaft ist dieses dritte Konzept das mit Abstand lauteste. Die Vorstellung, dass Einkommen und Leistung zusammengehören, erscheint uns nicht nur wirtschaftlich vernünftig, sondern auch gerecht.

Das Gleichnis erzählt eine andere Geschichte. Es stellt uns eine Güte vor Augen, die sich nicht zuerst danach richtet, was jemand geleistet hat. Sondern eine, die dafür sorgt, dass auch der Letzte genug bekommt.

Warum provoziert das die Ganztagesarbeiter, wahrscheinlich die eine oder den anderen von ihnen und ganz sicher mich denn so? Nicht, weil ich nicht auch finde, dass alle genug zum Leben haben sollen. Sondern, weil ich neidisch bin und zugleich Angst kriege, die sich im bösen Gesicht zeigt. Neidisch, weil

Arbeit und Mühe offenbar keinen Unterschied mehr machen. Angst, dass Leistung, auch meine eigene, nichts mehr zählt. Da tauchen Fragen auf: Wozu dann noch das Ganze? Wozu die Anstrengung, die Verlässlichkeit, das Frühaufstehen, wenn am Ende alle dasselbe bekommen?

Ich mache ein böses Gesicht. Wie schon Jona, von dem wir in der alttestamentlichen Lesung gehört haben (Jona 4,1–11): Er ist wütend über Gottes Gnade und Barmherzigkeit, über dessen Grosszügigkeit gegenüber den Menschen in Ninive, die das seiner Ansicht nach nicht verdient haben. Jona kann es nicht ertragen, dass Gott diesen Menschen seine Güte schenkt.

Das böse Gesicht, bei Jona, den Arbeitern im Weinberg und bei mir, ist halt sehr, sehr menschlich. Es ist, ich muss es zugeben, das Neid-Gesicht, das Fenster zum Innern meiner Seele: die Angst, zu kurz zu kommen.

III

Über unserem Abschnitt steht: «Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg». Passender wäre: «Das Gleichnis vom Gutsherrn». Denn er steht im Fokus, nicht die Arbeiter. Es heisst ja auch nicht: Mit dem Himmelreich ist es wie mit ein paar Tagelöhnern. Es heisst: *Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn.*

Das Gleichnis will nicht etwas über Menschen erzählen. Es will etwas über Gott erzählen. Deshalb auch diese eigenartige Auszahlungsreihenfolge. Der Gutsherr hätte allen Streit vermeiden können. Er hätte einfach zuerst die Ersten auszahlen können – die wären mit ihrem Denar längst über alle Berge gewesen und hätten nie erfahren, was die Letzten bekommen haben. Er tut das Gegenteil. Er sorgt dafür, dass sie es sehen. Das Ganze ist eine Erziehungsaktion und zwar ganz und gar nicht Grossmutter-like. Diese Güte, die nicht abwägt und zählt, sondern einfach gibt, soll nicht verborgen bleiben. Sie wird den Ersten direkt vor Augen geführt, relativ undiplomatisch vermittelt.

Ursprünglich hatte das Gleichnis wohl eine ganz konkrete Spitze. Denn es steht direkt hinter jener Szene, in der Petrus Jesus fragt: *Wir haben alles verlassen und sind dir gefolgt. Was wird mit uns werden?* (Mt 19,27) Da schwingt eine Rangliste mit. Wer war zuerst da, wer bekommt den besseren Platz? Das Gleichnis stellt diese Rangliste auf den Kopf. Wer früh zum Glauben gekommen ist, ist nicht bessergestellt als der, der sich erst spät zu Jesus bekannt hat. So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

Das ist wahrscheinlich der konkrete Sitz im Leben damals. Heute lässt mich aber etwas anderes nicht los. Nämlich diejenigen, die den ganzen Tag dastehen. Der Gutsherr fragt sie am Abend: *Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten?* Und sie antworten mit einem sehr traurigen Satz: *Es hat uns niemand eingestellt.*

Elf Stunden Marktplatz. Elf Stunden zusehen, wie die anderen eingestellt, gebraucht werden. Am Morgen die Enttäuschung, am Mittag die Beschämung, am Nachmittag die Zukunftsangst. Und trotzdem sind sie um fünf Uhr immer noch da. Sie gehen nicht nach Hause. Weil sie hoffen, dass da noch etwas kommt.

Diesen Hoffnungsmarktplatz gibt es ja auch heute noch. Ich denke an den knapp Zwanzigjährigen, der nach der Lehre Mühe hat, eine Arbeitsstelle zu finden und damit auch irgendwie einen Platz in unserer

Gesellschaft. Ich denke an die 56-Jährige, die seit anderthalb Jahren Bewerbungen schreibt und Angst hat, bald ausgesteuert zu werden. Menschen, die arbeiten wollen und trotzdem keinen Platz finden. Menschen, die irgendwann anfangen zu glauben, dass mit ihnen selbst etwas nicht stimmt, weil sie niemand braucht. Zu ihnen allen sagt dieser Gutsherr am Abend: *Geht auch ihr in den Weinberg!* Und er zahlt ihnen einen ganzen Tag.

IV

Ich habe Ihnen vorher nur die halbe Wahrheit erzählt. Natürlich geht es im Gleichnis um Gott. Um Gott und sein Himmelreich. Aber eben auch um die Menschen, die daran teilhaben. Es ermutigt die einen zur Grossherzigkeit und sagt den anderen gleichzeitig, dass Gott ihr Hoffen auf Mehr, ihre Sehnsucht nach Zugehörigkeit, ja, ihr Dasein auf dem Marktplatz des Lebens nicht übersieht.

Wie ist es denn jetzt mit dem Himmelreich? Da wird niemand um seinen Lohn gebracht. *Freund, ich tue dir nicht unrecht,* sagt der Gutsherr. Keiner der Ganztagesarbeiter hat weniger bekommen als abgemacht. Ihr Denar ist genau der Denar, auf den sie sich am Morgen gefreut haben. Er ist nur kleiner geworden in ihren Augen, seit sie gesehen haben, was der andere bekommt. Vergleichen ist die Hölle. Da hat der Volksmund recht. Da wird das Glück des anderen plötzlich zu meinem Verlust. Der andere bekommt etwas – und ich empfinde es, als würde mir etwas genommen. Die andere wird gesehen – und ich fühle mich übersehen.

Aber genau hier liegt die Überraschung dieses Himmelreichs. Es ist nicht nur etwas, das irgendwann einmal kommt. Es ist mit Jesus schon angebrochen und beginnt immer wieder aufs Neue, hier und heute, mitten unter uns, wo Gottes Güte unsere Logik von Leistung und Verdienst durchbricht. Jesus, der dieses Gleichnis erzählt, dessen Leben und Tod von diesem Anbruch zeugen, sagt nämlich: Gottes Güte ist kein Kuchen, der kleiner wird, wenn ein anderer ein Stück bekommt. Das Gute, das Gott der anderen gibt, nimmt mir nichts von dem Guten, das er mir gibt.

Und wie sieht dieses Himmelreich dann hier und heute aus? Vielleicht genau so: dass der Mensch neben mir nicht kleiner werden muss, damit ich mich selbst gross genug fühle. Dass ich dem anderen sein Glück lassen kann, vielleicht sogar selbst fröhlich werde mit ihm und durch ihn. Wo ich nicht mehr frage: Warum bekommt der andere so viel? Sondern mich staunend freuen kann: Wie gut, dass niemand leer ausgeht.

Es gilt das gesprochene Wort.

Fraumünster-Predigten liegen nach dem Gottesdienst zur Mitnahme bereit,
lassen sich unter www.fraumuenster.ch nachlesen und als Podcast nachhören.